

REZENSIONEN

<http://dx.doi.org/10.18778/2196-8403.2017.09>

BALINT, IUDITHA (2017): *Erzählte Entgrenzungen. Narrationen von Arbeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Paderborn: Wilhelm Fink. 215 S.

(Arbeits-)Soziologische Studien haben Phänomen und Folgen der Entgrenzung als maßgebliches Charakteristikum der Arbeitswelt im postfordistischen Regime identifiziert, das sich seit Mitte der 1970er Jahre in den westlichen Industrienationen ausbreitet und seit der Jahrtausendwende hegemonial wird (vgl. GOTTSCHALL / VOß 2003; KRATZER 2003). Der semantisch weite Begriff der Entgrenzung umfasst alle Aspekte der Deregulierung und Flexibilisierung von Arbeit. Dazu gehören im Wesentlichen drei Komponenten: eine spatiale, eine temporale und eine mentale Verunsicherung der Grenze zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Arbeitsorte sind nicht mehr, wie noch im fordistischen System, an einen Ort gebunden, Firmen wechseln ihren Standort je nach Konjunktur und Subventionen, aber auch Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer und erst recht Selbständige sind nicht länger an den konkreten Ort (des Büros) gebunden, arbeiten im Home-Office, unterwegs oder im Urlaub. Dieser räumlichen Entgrenzung korrespondiert damit eine zeitliche Verflüssigung des Arbeitsalltages und ein Übergreifen in die ehemals geschützte Sphäre der Freizeit, die von der Arbeitszeit immer schwieriger zu trennen ist, zumal dann, wenn Arbeit in zunehmendem Maße subjektiviert wird und mit dem Anspruch auf Selbstverwirklichung

zusammenfällt (vgl. HONNETH 2010). Mit diesem Ansporn, sich selbst mit allen Eigenschaften und Kompetenzen und nicht mehr nur qua Qualifikation (vgl. EHRENBURG 2015:17) initiativ in den Arbeitsprozess einzubringen und sich dem „Imperativ der Leistung als neue[m] Gebot der spätmodernen Leistungsgesellschaft“ (HAN 2012:23) auszusetzen, ist die mentale Komponente der Entgrenzungslogik im Postfordismus benannt. Kurz: Es ist am Beginn des 21. Jahrhunderts immer schwerer zu bestimmen, was noch Arbeit ist und was schon Freizeit, wo Zwang herrscht und wo intrinsischer Wunsch zur Selbstverwirklichung. In jedem Fall sind zeitgenössische Arbeitsweisen massiv entgrenzt oder sie sind, wie der US-amerikanische Soziologe RICHARD SENNETT hervorhebt, Motor der Flexibilisierung des gegenwärtigen Kapitalismus: „Starre Formen der Bürokratie stehen unter Beschuß, ebenso die Übel blinder Routine. Von den Arbeitnehmern wird verlangt, sich flexibler zu verhalten, offen für kurzfristige Veränderungen zu sein, ständig Risiken einzugehen und weniger abhängig von Regeln oder förmlichen Prozessen zu werden“ (SENNETT 2010:10). Gleichwohl können die von SENNETT benannten arbeitsweltlichen Entgrenzungen nicht auf ihre negativen Effekte reduziert werden, da ihnen immer auch emanzipatorisches Po-

tential inhärent ist, mit dem sich das Arbeitssubjekt aus dem starren Korsett der Disziplinargesellschaft befreit hat.

An diesem zwischen Freiheit und Zwang changierenden Status quo der Arbeitsgesellschaft im 21. Jahrhundert, den der Soziologe SVEN OPITZ pointiert als eine „Not der Wendigkeit“ (OPITZ 2004:116) apostrophierte, setzt die literaturwissenschaftliche Studie von JUDITHA BALINT an. Während soziologische Studien das Phänomen der Entgrenzung als Deregulierung der Grenze von Arbeits- und Privatsphäre aus einer vornehmlich marktökonomischen Perspektive fassen, liegt der Mehrwert von BALINTS Studie darin, auch sprachliche und epistemische Entgrenzungskomponenten in den Blick zu nehmen. Den Grund dafür sieht BALINT darin, dass ein aus der Arbeitswelt entlehntes Vokabular sukzessive in die poetische Sprache und in die Alltagssprache Einzug gehalten habe und Arbeit (epistemisch) als ein verstehensrelevanter Wissensrahmen fungiere, „durch den die narrative Kohärenz und das Verständnis von Texten bzw. Aussagen über andere Lebensbereiche überhaupt erst gewährleistet werden kann.“ (S. 9) BALINTS Anspruch ist, das vielgestaltige Phänomen ‚Arbeit‘ nicht nur unter dem Schlagwort der Entgrenzung zu präzisieren, sondern diese Entgrenzung wiederum als mehrdimensionales Phänomen zu begreifen, das sowohl arbeitsweltliche als auch sprachliche und epistemische Implikationen aufweist. Dieser Zugriff macht es möglich, den Untersuchungsgegenstand selbst zu ‚entgrenzen‘, d.h., sich nicht wie bisherige literaturwissenschaftliche Studien (vgl. HEIMBURGER 2010; MATTHIES 2016) auf den literarischen Text zu beschränken, sondern auch Mischformen wie Reportagen und Essays sowie schließlich Interviews mit Managern zu analysieren.

Dass die von BALINT dem Bereich der ‚Marktökonomie‘ zugeschlagenen Facetten in ihrer Studie weit mehr Raum einnehmen als die sprachlichen und epistemischen Entgrenzungseffekte, mag auf eine ungleiche Gewichtung hinweisen, erklärt sich aber zunächst aus der Mehrdimensionalität dieser ‚marktökonomischen‘ Entgrenzung selbst. Indem BALINT sechs dieser Dimensionen herausarbeitet, leistet sie eine wichtige Systematisierung. Da die oben bereits erwähnten zeitlichen und räumlichen Effekte arbeitsweltlicher Entgrenzung maßgeblich durch den Einsatz neuer Medientechnologien erzielt sind, identifiziert BALINT mit der medial-technologischen eine dritte Dimension des Entgrenzungsphänomens. Eine vierte betrifft die Hierarchien: Wie der Ort der Arbeit im Übergang vom Fordismus zum Postfordismus seinen Aggregatzustand von fest zu flüssig ändert, verflüssigen sich Zuständigkeiten und Sozialordnungen. Fünftens wird auch berufliche Qualifikation zugunsten allgemeiner Kompetenzen und *soft skills* entgrenzt, und sechstens wird darüber das Arbeitssubjekt als ganze Person mit individuellen Eigenschaften angerufen. Wenn Arbeit Selbstverwirklichung ermöglichen, gleichzeitig aber die Leistung gesteigert werden soll, bedarf dies einer ebenso gesteigerten, also entgrenzten Motivation.

Bevor die einzelnen Faktoren im Hauptteil der Studie anhand literarischer Texte und Interviews näher analysiert werden, liefert BALINT einen äußerst verdichteten historischen Abriss des semantischen Wandels von Arbeit. Auf zwanzig Seiten, die eine sehr lesenswerte Einführung ins Thema bieten, erarbeitet die Autorin dialektische Bestimmungen (wie Arbeit und Muße), die das, was unter ‚Arbeit‘ verstanden wurde, historisch semantisch gestützt haben. In der Gegenwart aber, so BALINTS Schlussfolge-

rung, findet sich diese Dialektik gleichsam hybridisiert. Es entsteht ein „von Einzeldialektiken geprägte[s] Bild diffus gewordener Arbeit“ (S. 36). Nach entgrenzter Arbeit zu fragen, bedeute heute deshalb zu fragen, wie sich das Verhältnis von Arbeit und anderen, üblicherweise nicht als beruflich wahrgenommenen Tätigkeiten darstellt. Konkret lautet die Forschungsfrage daher, inwiefern sich aus [der] *Neuroorganisation* der Arbeit im Zuge der New Economy eine *Neudiskursivierung* der Arbeit ergibt, und wie sich die Diagnose über das Ende der Arbeit zur Diagnose über ihre Entgrenzung verhält“ (S. 42).

Mit CHRISTOPH PETERS' 2007 erschienener Erzählung *Heinrich Grewents Arbeit und Liebe*, einem in der Forschung zum Thema bislang kaum beachteten Text, zeichnet BALINT den Übergang von der *old* zur *new economy* nach, der sich, wie sie überzeugend herausarbeitet, bei PETERS als Verlust tradierter Werte wie Verlässlichkeit, Tradition und Stabilität liest – aber nur vordergründig. Der erzählerische Kniff von PETERS' Narration liegt darin, das entsicherte Arbeitssubjekt durch eine verunsicherte Erzählinstanz bzw. Figurenperspektive zu repräsentieren. Dadurch werden aber auch die Aussagen zur alten Welt der Arbeit nicht nur unsicher, sondern unzuverlässig, so dass der Text eine klare Präferenz für die neue oder die alte ökonomische Ordnung verweigert.

Die folgenden Einzelanalysen bestehen bisweilen durch eine präzise Textlektüre und -Deutung, etwa wenn die Video-Sexarbeit in FERIDUN ZAIMOGLUS Erzählung *Peepshow* (2007) als technische Entgrenzung interpretiert wird, die nicht nur Körper trennt, sondern verschiedene Medientechniken und Arbeitsweisen, körperliche und immaterielle, Video- und Schreibarbeit mischt. Gleichwohl wird deutlich, dass die einzelnen Phänomene, die die Ent-

grenzung der Arbeit im Postfordismus konstituieren, sich nicht zu einem Gesamtbild entgrenzter Arbeit zusammenfügen. Das liegt ursächlich an der Heterogenität des untersuchten Materials und zeigt sich besonders deutlich am unterschiedlichen Umfang der Analysekapitel. Während BALINT die Untersuchung der Komponenten Sinn und Motivation anhand eines Interviews mit dem Investmentbanker ALEXANDER DIBELIUS und eines Essays von ERNST OSTERKAMP, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, auf vier knappen Seiten abhandelt, nimmt die Analyse des Phänomens der räumlichen Entgrenzung vor allem auf Grundlage von KATRIN RÖGGLAS Roman *wir schlafen nicht* (2004) ganze 20 Seiten in Anspruch. Hier zeigt sich vor allem eines: Der Anspruch, mittels der herausgearbeiteten Dimensionen, dem multidimensionalen Phänomen arbeitsweltlicher Entgrenzung klarere Konturen zu geben, wird zwar von BALINT, nicht aber von den literarischen Texten eingelöst, die sich schlicht nicht an die Zuordnung zu Einzeldimensionen halten. Im Ergebnis erscheinen einige Aspekte wie Raum, Qualifikation und Sozialorganisation literarisch über-, andere wie Zeit und Motivation eher unterrepräsentiert. BALINT löst dieses Problem, indem sie die Analyse einzelner Texte (von KATHRIN RÖGGLA und RAINER MERKEL) auf mehrere Kapitel verteilt. Was dabei jedoch nicht klar wird, sind die Unterschiede der narrativen Verhandlungen dieses Phänomens im literarischen Text, im Essay und im Interview. Zu fragen wäre hier zumindest, ob und wie sich eine spontane Interviewäußerung eines Beteiligten von der literarischen, sprachkritischen und reflektierten Bearbeitung desselben Sachverhalts unterscheidet. Brillant wird BALINTS Studie hingegen dort, wo sie die erzählerischen Mittel und die erzählten Entgrenzungszusammenhänge aufeinander be-

zieht. So zieht sie eine gut begründete Parallele zwischen der „große[n] Anzahl der Werke, in denen exzessiv intern-fokalierte Ich-Instanzen vorkommen“ (S. 193) und der Subjektivierung von Arbeit in der Gegenwart, die eben auch eine Vereinzelung impliziert. Vor allem anhand von RÖGGLAS Roman weist BALINT nach, dass die (literarische) Thematisierung der Entgrenzung weder auf die bloße Nennung des Themas noch auf ihre Verdichtung in einer literarischen Figur beschränkt bleibt, sondern dass Arbeit das Denken und Sprechen der Subjekte nachhaltig prägt.

Dieser vorläufige, aus den Texten gewonnene Befund wird im zweiten Hauptteil der Studie metaphorologisch gestützt. BALINT geht davon aus, dass sich in Metaphern Zeitgeist sedimentiert. Metaphern veranschaulichen etwas konkret, das sonst unausgesprochen bliebe. Das führt BALINT zu der These, dass „[d]ie in literarischen Texten dechiffrierbaren und analysierbaren metaphorischen Konzepte [...] nicht nur in sich kohärent und konsistent [sind], sondern [...] auch als holistische epochenspezifische Hinweise verstanden werden“ (S. 132) können. Zentraler Gegenstand der Untersuchung in diesem Teil der Schrift ist JOACHIM ZELTERS Arbeitslosendystopie *Schule der Arbeitslosen* (2006), ein Roman, in dem in unbestimmter Zukunft Menschen ohne Arbeit in ein Lager eingewiesen werden, um dort an ihrer Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt, und das heißt in aller erster Linie an sich und ihrer Performance, zu arbeiten. Gegenstand von ZELTERS Text ist, wie BALINT großartig pointiert, eine „narrative Zwangsarbeit am Projekt Selbst“ (S. 156). Mit diesem Zugschnitt, so ihre Beobachtung, sensibilisiere der Text dafür, wie das Vokabular der Arbeitswelt das Selbstverständnis der Figuren bestimmt (vgl. S. 162). Das geschieht in

ZELTERS Roman primär über Metaphorisierungen, wie sich vor allem an der Arbeit am Lebenslauf zeigt, die letztlich eine Arbeit am Leben selbst meint. Wenn BALINT behauptet, dass der Forschung zur Literarisierung der Arbeitswelt, für die ZELTERS Roman ein Schlüsseltext ist, entgangen sei, dass dessen Arbeit mit innovativen Metaphern den Text maßgeblich charakterisiert, dann mag das daran liegen, dass ZELTER primär mit realisierten Metaphern arbeitet, die eben sowohl wörtlich als auch metaphorisch gelesen werden können. Liest man sie metaphorisch, dann ist BALINTS Befund richtig, dass das Metaphernfeld von ZELTERS Roman eine ganz neue, nämlich sprachliche Extension der Arbeitswelt vorführt, die weit über die ‚marktökonomischen‘ Aspekte hinausreicht.

Weniger überzeugt dann die abschließende epistemologische Frame-Analyse von JOHN VON DÜFFELS Bodybuilding-Roman *Ego* (2001). Dabei ist das Ergebnis dieser Analyse hochinteressant: Balint weist nämlich nach, dass die im Text geleistete Arbeit am eigenen Körper nicht von der Berufsarbeit infiltriert ist, sondern umgekehrt, dass Körper-Arbeit zum Teil der Berufsarbeit wird. Es ist also kein Übergreifen von Erwerbsarbeit auf andere Sphären zu diagnostizieren, wie in der soziologischen Forschung oft behauptet, sondern eine Ökonomisierung von traditionell nicht der Erwerbsarbeit zugeschlagenen Arbeitsformen. Ob es für diesen Befund den theoretischen Bezugsrahmen und das Vokabular einer Frame-semantischen Analyse von ‚Wissensrahmen‘ bedarf oder ob nicht der hermeneutische Ansatz des ersten Teils der Studie ein ähnliches Ergebnis erbracht hätte, wäre zu eruieren. Trotz dieses theoretischen Übergewichts ist *Erzählte Entgrenzungen* eine wichtige Bereicherung der literaturwissenschaftlichen Forschung

zum Themenkomplex ‚Arbeit in der Gegenwart‘. Ihre uneingeschränkte Stärke liegt darin, die sprachliche Seite von Arbeit in den Fokus zu rücken und damit ‚Entgrenzungen‘ selbst als (realisierte) Metaphern zu dechiffrieren, die eben nicht auf den Bereich der Erwerbsarbeit beschränkt bleiben, sondern das Bewusstsein der Gegenwart nachhaltig imprägnieren.

Literatur

EHRENBERG, ALAIN (2015): *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Aus dem Französischen von Manuela Lenzen und Martin Klaus. Frankfurt a. M. / New York.

GOTTSCHALL, KARIN / VOß, G. GÜNTHER (2003): *Entgrenzung von Arbeit und Leben*. München / Mering.

HAN, BYUNG-CHUL (2012): *Müdigkeitsgesellschaft*. Berlin.

HEIMBURGER, SUSANNE (2010): *Kapitalistischer Geist und literarische Kritik*.

Arbeitswelten in deutschsprachigen Gegenwartstexten. München.

HONNETH, AXEL (2010): Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung. In: MENKE, CHRISTOPH / REBENTISCH, JULIANE (eds.): *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*. Berlin, 63-80.

KRATZER, NICK (2003): *Arbeitskraft in Entgrenzung*. Berlin.

MATTHIES, ANNEMARIE (2016): *Spielbälle. Neuverhandlungen der Arbeitswelt im Medium der Literatur*. Konstanz.

OPITZ, SVEN (2004): *Gouvernementalität im Postfordismus. Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität*. Hamburg.

SENNETT, RICHARD (2010): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Aus dem Amerikanischen von Martin Richter. Berlin.

Torsten Erdbrügger, Leipzig

WETENKAMP, LENA (2017): *Europa erzählt, verortet, erinnert. Europa-Diskurse in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Würzburg: Königshausen & Neumann. 383 S.

Was ist Europa? Und hat es eine Poetik? Auf Grundlage dieser nicht einfach zu beantwortenden Fragen erarbeitet die Germanistin und Kulturanthropologin LENA WETENKAMP in ihrer Dissertation ein Thema, das auch für die germanistische Literaturwissenschaft kaum aktueller sein könnte: Finanz-, Arbeits- und Flüchtlings-Krisen, Regulierungs-Kritik am als ‚aufgebläht‘ empfundenen Beamtenapparat Brüssel, eine resignative Europa-Müdigkeit parallel zu einer aufgeheizten populistischen Stimmungsmache für die Rückkehr zum Nationalismus sowie die Tendenz, sich gegen das ‚europäische Außen‘ abzuschotten,

sind nur einige Schlagworte, die die gegenwärtige Europa-Debatte bestimmen. Dass diese Schlagworte nicht nur in den sozialen Netzwerken oder im Politikteil von ZEIT und FAZ verhandelt werden, sondern auch Teil der aktuellen künstlerischen Auseinandersetzung sind, zeigt sich am jüngst veröffentlichten ‚Europa-Roman‘ *Die Hauptstadt* von Robert Menasse.

LENA WETENKAMPS breit angelegte und über 350 Seiten starke Arbeit *Europa erzählt, verortet, erinnert. Europa-Diskurse in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* demonstriert, dass ‚Europa‘ als politische Institution und poetologische Ge-

dankenfigur jedoch nicht nur im Mittelpunkt von Menasses Roman steht, sondern auch bei einer Vielzahl weiterer Autor_innen behandelt wird, ohne dabei einen bloßen Handlungshintergrund zu liefern. Neben Einleitung und Resümee ist die Studie in zwei große Teile – *I. Europa definieren* (S. 21-116) und *II. Eine Poetik des Europäischen* (S. 117-334) sowie einen kurzen Teil *III. Konfrontationen* (S. 335-338) – gegliedert. Die Kleinteiligkeit, mit der die Unterkapitel gegliedert sind, gibt Aufschluss über die Komplexität des Themas und zeigt im Überblick, auf wie viele Autor_innen WETENKAMP in ihrer Arbeit eingegangen beabsichtigt: Es sind über 16.

Damit handelt es sich bei dieser Studie nicht um eine Detailanalyse weniger Werke eines eng abgesteckten Autor_innenkreises, sondern um ein groß angelegtes Projekt, das aus den untersuchten Europa-Diskursen nicht eine, sondern *die* Poetiken des Europäischen herauszukristallisieren beabsichtigt. Erst die Lektüre der gesamten Arbeit zeigt, ob diese Absicht eingehalten werden kann, ohne in einer Vielzahl von (Einzel-) Ergebnissen unterzugehen. Wenn dies zutrifft, kann mit dieser Herangehensweise das Mosaik eines vielschichtigen und heterogenen Kulturraumes zusammengesetzt werden, der sich auch oder gerade im literarischen Text nicht homogenisieren lässt. Obwohl WETENKAMP auf zeitlich weiter zurückliegende Texte verweist, wenn bspw. intertextuelle Bezüge zwischen Robert Menasses *Europäischem Landboten* (2012) und dem Prätext, Georg Büchners *Hessischem Landboten* (1834) erarbeitet werden (vgl. S. 61-79.) oder auf das Paneuropa-Modell Richard Coudenhove-Kalergis (1924) und Heinrich Manns Europa-Essays (vgl. S. 80-94) eingegangen wird, liegt der eigentliche Fokus auf den literarisch-poetologischen Europa-Diskursen seit den 1980er Jahren. Neben dieser zeitlichen

Eingrenzung wendet die Verfasserin außerdem einen weiten Textbegriff an (vgl. S. 27-31) und begründet dies wie folgt: „Nachdenken und Schreiben über Europa [sind, I.P.] nicht an bestimmte Gattungen oder Gattungsgrenzen gebunden“ (S. 102) Auf dieser Grundlage untersucht WETENKAMP in *Teil I: Europa definieren* sowohl Essays, Flugschriften, Manifeste als auch die aus zwei Schriftsteller_innen-Tagungen zum Thema der europäischen Zukunft hervorgegangenen Papiere und Veröffentlichungen (vgl. S. 80ff.). Dabei ist die Liste der Referenzen auf Autor_innen, deren Essays, Theorietexte, Diskussionen, Modelle und Debatten paraphrasiert oder detaillierter analysiert werden, lang: WETENKAMP geht zur Rekapitulation der Europa-Diskurse der 1980er Jahre zunächst auf Jacques Derrida, Jürgen Habermas, Adolf Muschg und Giorgio Agamben (S. 32-41) ein, um dann ferner Peter Schneider, Edgar Morin und Julia Kristeva in die Diskussion einzuführen (S. 95-101).

Ausführlicher werden im mittleren Teil dieses Kapitels (S. 42-79) Hans-Magnus Enzensbergers *Ach Europa!* (1987) und *Sanftes Monster Brüssel oder Die Entmündigung Europas* (2011) sowie Robert Menasses *Der europäische Landbote* (2012) gegenübergestellt und vor allem die grundsätzlich unterschiedlichen Grundhaltungen gegenüber dem institutionalisierten Europa, die den Texten eingeschrieben sind, konterkariert. Dabei attestiert die Verfasserin Enzensbergers aktuelleren europaskeptischen Essays einen „polemische[n], fast sarkastische[n] Ton“ (S. 54) und kann belegen, inwiefern der Autor überwiegend „mit simplifizierenden Gegenüberstellungen“ (S. 54 vgl. auch S. 57) argumentiert. Dass Menasses pro-europäisches Plädoyer für ein postnationales Europa sogar in das Gewand einer revolutionären Flugschrift im Geiste Georg Büchners gehüllt wird,

zeige nicht nur einen anderen ästhetischen Ansatz, sondern auch eine deutliche politische Absicht – dazu WETENKAMP: „Der Verweis auf diesen prominenten Vorläufer verdeutlicht Menasses Anspruch, mit seinem Text die Bürger Europas zum Umdenken und zu einer Reaktion zu bewegen.“ (S. 78) In *Teil II Eine Poetik des Europäischen* liegt das Augenmerk auf der Analyse von Erzähltexten, wobei die Autorinnen Terézia Mora und Ilma Rakusa im Mittelpunkt stehen. Zur Verifizierung der These, dass das Gesamtwerk beider Autorinnen „von einer Poetik des Europäischen durchzogen ist“ (S. 13), wirft die Verfasserin keine Schlaglichter auf Einzeltexte, sondern betrachtet sowohl Moras als auch Rakusas Werk als Gesamtkomplex, aus dem sie die verschiedenen Europaentwürfe herausarbeitet. Dazu gehören bei Terézia Mora unmittelbare Gegenwartsbefunde, wenn es um das krisenhafte Europa (u. a. in *Der einzige Mann auf dem Kontinent*, 2009 oder *Selt-same Materie*, 1999) geht, und die subjektive Verortung der zutiefst verunsicherten Figuren in diesem Raum, der sowohl Heimat als auch Fremde repräsentiere (vgl. S. 224). Ferner thematisieren die Texte poetologische oder geographische Grenzziehungen, indem sie „reale geografische und imaginäre Grenzen inszenieren, Grenzbe-reiche menschlichen Verhaltens aufzeigen und Textgrenzen infrage stellen.“ (S. 224) WETENKAMP schlussfolgert, dass die Texte Moras immer wieder auf die Frage der Verortung der eigenen (hybriden) Identität zurückfallen: „Die analysierten Texte setzen sich mit dem Verhältnis von Sprache und Identität auf vielfache Weise auseinander. Dabei ist das Erlernen und Beherrschen von mehrerer Sprachen nicht nur positiv konnotiert, sondern auch mit negativen Attributen wie Verwirrung und Heimatlosigkeit versehen.“ (S. 226)

Die Mehrsprachigkeit stellt auch den Kern des Werks von Ilma Rakusa dar (vgl. S. 316-322, S. 334) und bildet damit einen wesentlichen Verknüpfungspunkt zwischen den Texten der beiden Autorinnen. Anhand der Analyse von Prosatexten aus den Erzählbänden *Miramar* (1986), *Steppe* (1990), *Durch Schnee* (2006) und *Mehr Meer* (2009) arbeitet WETENKAMP in diesen Abschnitten die Begriffe ‚Palimpsest‘ (im Sinne der Überschneidung und Überlap-pung von Geschichte/n, vgl. S. 276-294) und ‚Mosaik‘ (im Sinne all jener Erinne-rungs-Teilchen und -Splitter, aus denen sich das europäische Narrativ zusammen-setzt, vgl. S. 229) als zentrale Koordinaten der Europa-Poetologie Rakusas heraus: „Die von Rakusa dargestellten Verbindun-gen, die durch assoziative Verknüpfungen entstehen, bilden nicht die konkrete Geo-graphie Europas ab“, schlussfolgert die Ver-fasserin, „sondern entwerfen eine neue To-pografie.“ (S. 249) An einigen Stellen wirkt dieses insgesamt in sich stimmige und dichte Analysekapitel durchbrochen, wenn Querverweise auf andere Autor_innen und auf weitere, bislang nicht referierte Theo-rieansätze (darunter u. a. Andrzej Stasiuk, Karl-Markus Gauß, Marc Augé) erfolgen. Diese ergänzen die Rakusa-Lektüre zwar, verändern die auch eigenständig funk-tionierende Aussagekräftigkeit der Analy-seergebnisse aber nicht wesentlich. Mit dem nachvollziehbaren Vorgehen, unter Kapitel I zunächst Essaytexte zu unter-suchen und im Zuge dessen auf theoretische Bezüge einzugehen, um dann in Kapitel II wesentlich intensiver Terézia Moras und Ilma Rakusas literarische Europa-Entwürfe zu untersuchen, möchte WETENKAMP den Verdacht, durch das Zusammenbringen mehrerer Gattungen, z.T. disparater Ent-würfe und Autor_innen, die einzig durch den dünnen thematischen Faden ‚Europa-

Bezug⁴ zusammengehalten werden, aus dem Weg räumen. Denn es geht der Verfasserin in ihrer Studie keinesfalls um die Konstruktion eines homogenen Europa-Narrativs einer einheitlichen Autor_innen-gruppe, sondern darum, die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit und damit die mannigfachen Entwurfsmöglichkeiten rund um die Gedankenfigur ‚Europa‘ darzustellen: „Dargelegt wird, wie sich diese Abbildung des Pluralen, Heterogenen, der unabgeschlossenen Vergangenheit ästhetisch in den Texten ausdrückt.“ (S. 20) Trotz der vielen resümierenden Zwischenabschnitte hätte eine Systematisierung insbesondere der transdisziplinären Theoriebezüge intensiviert werden können.

Vor allem in Kapitel I gerät die eigentliche Forschungsabsicht zu schnell aus den Augen, weil insgesamt auf eine zu immense Anzahl von Autor_innen und Theoretiker_innen Bezug genommen wird. Zwar ist der Verfasserin zuzustimmen, wenn sie konstatiert: „Im Hintergrund steht immer der Gedanke, dass alle Erzählungen über Europa nicht in einer einzigen gemeinsamen Erzählung synthetisiert werden können“ (S. 20). Ohne ausdifferenziertes (historisches) Hintergrundwissen dürfte es einem Teil der Leserschaft aber dennoch kaum gelingen, Richard Coudenhove-Kalergis ‚Pan-europa‘, Ivan Klimas ‚Mitteleuropa‘, die Denkfigur ‚Kakanien‘ oder das neuere Konzept der ‚Phantomgrenzen‘ (GRANDITS/HIRSCHHAUSEN/KRAFT/MÜLLER/SERRIER 2015) als zwar aufeinander Bezug nehmende, aber dennoch (auch zeitlich) zu unterscheidende Konzepte zu ordnen, so dass man sich schnell in einem Gewirr von Imaginations-, Beschreibungs- und (politischen) Konstruktionsmodellen des europäischen Raumes verirrt. Wenn in den folgenden Kapiteln schließlich ein partieller Rückbezug auf die vorgestellten Konzepte erfolgt oder diese durch weitere ergänzt werden, bleibt

oftmals leider unklar, in welcher Verbindung das mit der eigentlichen Forschungsabsicht steht: Geht es der Autorin also um die Herausarbeitung der Europa-Affirmation (Menasse) und die Darstellung der Skepsis und Ablehnung gegenüber der Brüsseler Bürokratisierung (Enzensberger) im essayistischen Entwurf bzw. um politisierte Wortmeldungen zur Europa-Krise bei den Schriftsteller_innen-Konferenzen? Geht es um utopische Gegenentwürfe durch die Bezugnahme auf historische Europavorstellungen in Romanen (u. a. Kakanien und ‚Mitteleuropa‘ bei Rakusa) oder um die auf Mehrsprachigkeit und Interkulturalität beruhende poetologische Verarbeitung von Raumentwürfen wie Grenz-, Schwellen- und Übergangsräume (Mora) bzw. um autopoietische (Rakusa) Imaginationen (zersplitterter, ambivalenter) europäischer Identität (Mora, Rakusa)?

Durch das präzise formulierte Kapitel *III Konfrontationen*, in dem die Verfasserin einen abschließenden, systematisierenden Vergleich der Texte Terézia Moras und Ilma Rakusas vorlegt und die vielen in der Studie ausgeworfenen Analysestränge in ihrem abschließenden Resümee (S. 339-344) zusammenfügt, wird dann noch einmal sehr deutlich gemacht, dass die der Arbeit zugrundeliegende Forschungsabsicht darin besteht, ein möglichst breites Panorama an Europa-Verhandlungen und ihren thematischen, theoretischen und imaginativen Verflechtungen darzustellen – und das kann nicht gelingen, wenn man für die Analyse ausschließlich zwei bis vier Autor_innen mit jeweils ein bis zwei ‚repräsentativen‘ Texten auswählt. Hinzu kommt die Tatsache, dass immer im richtigen Augenblick – also nach einem längeren Analyseabschnitt – zusammenfassende Zwischenabschnitte eingegliedert werden, die den Fokus wieder konzentriert auf die Fragestellung zurücklenken. Schließlich spiegelt ein solches sam-

melndes, vielschichtiges, jedoch nicht kategorisierendes Vorgehen jene Heterogenität wider, die Europa – sei es in der literarischen Imagination, sei es auf dem Feld der Politik oder der gelebten Praxis – eben ausmacht. So wenig, wie es ‚das‘ eine Europa gibt, gibt es ‚den einen‘ poetologischen Europaentwurf im von WETENKAMP analysierten literarischen Feld. Die tatsächliche Vielfalt – auch der Ambivalenzen – kann nur dann herausgearbeitet werden, wenn Untersuchungsgang und dessen Ergebnisse diese Vielstimmigkeit ebenfalls nachvollziehen. Schließlich geht über den Horizont der Arbeit ein gewisser politisch-intervenierender Anspruch hinaus. Denn mit LENA WETENKAMPS Arbeit wird einmal mehr die Frage nach der Wirkmächtigkeit von Literatur gestellt bzw. auf die generelle Fähigkeit der Künste verwiesen, sich in politische Prozesse einzumischen und sie im besten Fall sogar zu beeinflussen: „In einer Zeit, in der den großen Worten und Absichtserklärungen

der Politik kaum mehr Glauben geschenkt und mancherorts der Eintritt in ein postfaktisches Zeitalter ausgerufen wird, würde die Verbreitung eingängiger Parolen wenig Beachtung und Beifall genießen. Die sehr persönlich gefärbten literarischen Äußerungen aus verschiedenen europäischen Ländern jedoch regen zum Nachdenken und zum Abgleich mit der eigenen Lebenswirklichkeit“ (S. 84) an. Dies ist eine Einladung, die mit Blick auf den gegenwärtigen Status quo Europas angenommen werden sollte.

Literatur

GRANDITS, HANNES / HIRSCHHAUSEN, BÉATRICE VON / KRAFT, CLAUDIA / MÜLLER, DIETMAR / SERRIER, THOMAS (eds.) (2015): *Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken*. Göttingen.

MENASSE, ROBERT (2017): *Die Hauptstadt*. Berlin.

Inga Probst, Rīga

AMMON, ULRICH (2015): *Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt*. Berlin / München / Boston: Walter de Gruyter. 1295 S.

In der 1991 veröffentlichten Studie *Die internationale Stellung der deutschen Sprache* gab ULRICH AMMON in der Einführung deutlich zu verstehen, dass das große Unterfangen, diese Stellung näher zu spezifizieren, zu ebenso vielen Fragen wie Antworten geführt habe. „Mögen diese Fragen wenigstens zukünftige Antwortversuche stimulieren“ (AMMON 1991:1) – so die Hoffnung des Autors damals. AMMON selbst ist in den Folgejahren diesem Wunsch mit unzähligen Beiträgen und Büchern nachgekommen und hat sich als international anerkannter Experte auf diesem Gebiet einen Namen gemacht. Das Buch *Die Stellung*

der deutschen Sprache in der Welt – sein Opus Magnum, das ein Vierteljahrhundert später erschien, ist eine noch umfangreichere und topaktuelle Bestandsaufnahme der Problematik, die zur ‚idée fixe‘ des Duisburger Soziolinguisten wurde. Allein aus der Perspektive der polnischen Germanisten und DaF-Lehrer¹ war eine derartige umfassende Monographie längst fällig, da in Polen gerade in der von den beiden Büchern markierten Zeitspanne die deutsche Sprache, vor allem das Deutsche als Fremdsprache, spektakuläre Höhen und Tiefen erlebte. Aber auch abgesehen vom polnischen Kontext enden die Darstellungen und Analysen

des alten Standardwerks zu dem Zeitpunkt, als die politische Neuordnung Europas und der Welt, zunehmende Globalisierungsprozesse und die ansetzende Informationsrevolution an der Hierarchie der Fremdsprachen rüttelten, an der Stellung von Deutsch erst recht. Die zunehmende Übermacht des Englischen als globaler Kommunikationssprache lässt solche Fragen nach der Stellung der einstigen ‚Weltsprachen‘ wie des Deutschen aktueller und dringlicher erscheinen denn je.

Auch wenn AMMON sein Werk nicht als eine komplette und abgeschlossene Abhandlung betrachtet und bereits im Vorwort bescheiden von seinen Bemühungen schreibt, „für die verbliebenen Lücken durchgehend wenigstens den Forschungsbedarf aufzuzeigen“ (S. V), muss doch seine Leistung höchster Anerkennung aller Interessierten begegnen. Der umfassende, fast 1300 Seiten zählende Band, ist nicht nur wegen des Umfangs, sondern vor allem durch die Breite der angesprochenen Teilprobleme und Aspekte in erster Linie als Nachschlagewerk zu betrachten, das je nach Bedarf und Interesse der Leser immer wieder herangezogen und fragmentarisch studiert werden kann. Die klare Struktur und logische Reihenfolge der Themenbereiche macht eine solche ‚wiederkehrende‘ Lektüre leicht. Das Werk gliedert sich in zwölf Teile, die wiederum aus mehreren Kapiteln und Unterkapiteln bestehen.

So zeigt der erste große Abschnitt die deutsche Sprache im Spannungsfeld nationaler Interessen und globaler Kommunikation. Neben verschiedenen Begriffserklärungen, wie etwa der der „internationalen Stellung einer Sprache“ (S. 18), geht der Autor u. a. der Fragestellung nach, ob Deutsch neben Englisch immer noch als Lingua franca zu bezeichnen ist. Ammons Überlegungen berücksichtigen dabei eine klar präzierte Unterscheidung zwischen „echter Lingua-

franca-Kommunikation“ und „unechter Lingua-franca-Kommunikation“ (S. 27). Um den ersteren Fall zu illustrieren, erinnert der Autor an seine um das Jahr 1990 durchgeführte Erhebung, der zufolge Deutsch in Ostmitteleuropa noch verbreitete Lingua franca war, d.h. zur Kommunikation zwischen Personen unterschiedlicher Muttersprache diente. Viele damals mündige Polen können nur bestätigen, wie bedeutend die Rolle des Deutschen (ggf. neben Russisch) für die sprachliche Kommunikation mit Bürgern sozialistischer „Bruderländer“ war. Heute ist, wie der Autor an mehreren Stellen zugibt, Englisch die vorherrschende Lingua franca auch in dieser Region. Auch wenn zu der asymmetrischen, also „unechten Lingua-franca-Kommunikation“ etwa zwischen Polen und Deutschen immer noch einigermaßen Positives zu berichten ist, zeigt allein das Lingua-franca-Motiv, wie viel sich seit der ersten Studie, und zwar nicht nur in Polen, verändert hat. Diese gewisse Intertextualität, der ‚Dialog‘ mit früheren Beiträgen des Autors und vor allem das Zurückgreifen auf das alte Standardwerk und seine Erkenntnisse und dadurch die Hervorhebung bestimmter Prozesse ist eine der Stärken des neuen Bandes.

In den folgenden Teilen kommen Themen wie „deutsches Gebiet“ (vgl. S. 107-157), „Sprecherzahl“ (vgl. S. 157-197) oder „Deutsch als staatliche Amtssprache“ (vgl. S. 199-254) nicht zu kurz. Viel Raum wurde auch dem Deutschen als Minderheitssprache in den Ländern gewidmet, wo sie nicht staatliche Amtssprache ist. Dieser Abschnitt enthält separate Länderberichte, darunter auch ein Unterkapitel zur Lage in Polen. Auch hier trägt AMMON, mit Hilfe einschlägiger Quellen, den wichtigsten Fakten innerhalb der letzten 25 Jahre Rechnung. Der Fokus liegt dabei auf der Identitätsfrage der polnischen Deutschen in Ober-

schlesien, mit der die Verwendung der deutschen Sprache im engen Zusammenhang steht. AMMON nimmt auch das neuerdings aktuell gewordene Problem der schlesischen Identität oder gar Nationalität wahr. Zu Recht bemerkt der Autor, dass dadurch die Quantifizierung der deutschen Minderheit problematisch ist. AMMON ist sich gleichzeitig der polnischen aber außerschlesischen Perspektive bewusst, aus der die schlesische Identität mit der deutschen fast gleichgesetzt wird. In diesem Kontext wird sogar Jarosław Kaczyński angeführt, der das Bekenntnis zur schlesischen Nationalität als „verstecktes Deutschtum“ (im Wortlaut eigentlich „versteckte deutsche Option“; M.M.) bezeichnet hat.

Die Stellung einer Sprache im internationalen Vergleich wird in erster Linie daran gemessen, wie oft und wie intensiv sie als Kommunikationssprache in verschiedenen, grenzüberschreitenden, ja globalen Handlungsfeldern gebraucht wird. Auf über 500 Seiten geht der Autor in fünf großen Abschnitten diesem Kernaspekt nach. Eingehend analysiert wird die aktuelle Rolle der deutschen Sprache in der internationalen Wirtschaftskommunikation, im Wissenschaftsleben, in der Diplomatie und in der Europäischen Union, im internationalen Tourismus und nicht zuletzt in den Medien und der Sprachkunst. AMMON zeichnet ein detailliertes und fundiertes Bild der Lage und skizziert gleichzeitig die Entwicklungstendenzen in den letzten Jahren, ggf. Jahrzehnten. Dabei zieht der Autor Ergebnisse unzähliger Untersuchungen heran, darunter auch seiner eigenen, die bislang veröffentlicht wurden. In den theoretischen Überlegungen hat sich AMMON nicht nur auf das Potential des Deutschen beschränkt, sondern bietet auch Einblick in Rahmenbedingungen etwa der globalen Kommunikation und spricht z. B. allgemeine Prinzipien der Sprachwahl bei internationalen Wirt-

schaftskontakten an. Pragma- und soziolinguistische Erwägungen begegnen hier den Angaben aus der Volkswirtschaftslehre und der Wirtschaftspolitik, aber auch den Regeln der Public Relations, des Marketing oder der Business-Etikette, die ja auch einen Einfluss auf die Sprachwahl haben. Dass die wirtschaftliche Stärke Deutschlands direkt oder indirekt die Nachfrage nach Deutsch ankurbeln kann, ist allgemein bekannt und wird in Werbekampagnen für Deutsch als Fremdsprache gerne betont. Englisch als eine globale Sprache und als eine Lingua franca in der Wirtschaft kompliziert allerdings die Situation erheblich. AMMON verweist aber noch auf einen anderen interessanten und für das Deutsche nicht unbedingt günstigen Faktor der wirtschaftlichen Stärke: Deutschland ist eine Exportmacht und hat eine deutlich positive Außenhandelsbilanz. Dies bedeutet, dass der Anbieter, also der deutsche Verkäufer, aus Respekt gegenüber dem ausländischen Kunden auf Deutsch als Kommunikationssprache eher verzichtet und entweder die Muttersprache des Abnehmers oder eine Lingua franca (meistens Englisch) bevorzugt. Dieses „Bemühen um sprachliches Entgegenkommen der Anbieter“ (S. 426) beeinträchtigt naturgemäß die Stärkung der deutschen Sprache in der internationalen Wirtschaftskommunikation. Während die aktuelle Stellung des Deutschen innerhalb des internationalen Geschäftslebens mit der Lage verglichen werden kann, die AMMON 1991 darstellte, spricht das Kapitel „Neue Medien“ (vgl. S. 897-913) Phänomene an, die vor 25 Jahren noch gar nicht existierten oder kaum relevant waren. Das Kapitel belegt, welche Umwälzungen, nicht nur politischer und wirtschaftlicher Natur, die Welt im letzten Vierteljahrhundert erfahren hat. Die technologische Revolution, die gerade erst seit Anfang der 1990er Jahre in vollem Gange

ist und die zwischenmenschliche Kommunikation dauerhaft beeinflusste und quasi aufs Neue definierte, musste in dem neuen Buch ihren Platz finden. Dem Rechnung tragend analysiert AMMON z. B. die Gebrauchshäufigkeit von Deutsch im Internet (Websites, Internetnutzer) oder den Deutschgebrauch in sozialen Netzwerken.

Aus der Sicht der polnischen Germanisten und DaF-ler sind die zwei letzten großen Abschnitte besonders wichtig. Im vorletzten Teil beschreibt Ammon die Lage von Deutsch als Fremdsprache außerhalb des deutschen Amtssprachgebiets. Dabei ist zu würdigen, dass der DaF-Landschaft in Polen ein separates Unterkapitel gewidmet wurde, was vor 25 Jahren nicht der Fall war. Polen – das Land mit den zurzeit meisten Deutschlernern in der Welt, erscheint also auch in dieser Abhandlung als bedeutender, international anerkannter Akteur im Bereich Deutsch als Fremdsprache und Germanistik. Die Charakteristiken weiterer 13 Länder erlauben es dem polnischen Leser, eigene Vergleichsanalysen durchzuführen und den ethnozentrischen Blick auf die DaF-Lage in Polen zu relativieren. Auch der letzte Teil des Buches, der der Politik der Förderung der deutschen Sprache in der Welt gewidmet ist, kann die polnischen Germanisten und Deutschlehrer zu Reflexionen darüber verleiten, ob die Stärkung von DaF in Polen und in der Welt bei der zunehmenden Dominanz des Englischen überhaupt noch möglich ist. Wenn ja, welche wären die effizientesten Maßnahmen? AMMON nennt zwar mehrere

weltweit agierende Institutionen und lokale Initiativen zur Förderung der deutschen Sprache, bleibt aber dabei nüchtern und ist vom Hurra-Optimismus weit entfernt. Mit seiner Studie liefert der Autor aber sicherlich Impulse, an weiteren Förderungsprojekten zu arbeiten.

Und gerade solche Impulse oder offene Fragen, die AMMON nicht nur im Kontext der Förderung von Deutsch stellt, sind ein großer Vorteil seines Werkes. Das Buch ist also einerseits Quelle einschlägigen Wissens, das für Linguisten, Kulturwissenschaftler, Deutschlehrer oder sprachpolitische Entscheidungsträger von Interesse sein dürfte, andererseits ist es als Postulat zu verstehen, das breite Feld mit seinen fachspezifischen Teilaspekten weiterhin zu erforschen. Der ausführliche, über 120 Seiten zählende bibliographische Teil sowie an vielen Stellen präzise formulierte Forschungsdefizite könnten so manchen Sprach- und Kulturwissenschaftler zu eigenen Untersuchungen inspirieren.

Anmerkung

¹ Hier und im Folgenden werden, zur besseren Übersichtlichkeit des Textes, nur die mit den maskulinen Formen identischen generischen Formen verwendet; M.M.

Literatur

AMMON, ULRICH (1991): *Die internationale Stellung der deutschen Sprache*. Berlin / New York: Walter de Gruyter.

Maciej Mackiewicz, Poznań